

Namibia – faszinierendes Land der Kontraste

Unter Afrikaliebhabern ist Namibia schon seit Jahren eines der Top-Reiseziele. Kein Wunder, das Land im südlichen Teil des schwarzen Kontinents bietet einen einzigartigen Mix aus Landschaften, Tierwelt und Ethnien. Und es ist eine Region der Kontraste: Eine kühle Brise und Häuser aus der Kolonialzeit empfangen die Besucher an der Atlantikküste. Wie unter einem Heißluftföhn fühlt man sich in der Wüste Namib, die hinter der Küste beginnt. Ihr rotbrauner Sand türmt sich zu den höchsten Dünen der Welt auf und bietet ebenso überwältigende Motive wie die ausgetrockneten Salzpflanzen von Sossousvlei. Fast schon unspektakulär sind dagegen die rote Kalahari im Osten und der Fish-River-Canyon im Süden, der immerhin der zweitgrößte Canyon der Welt ist. Elefanten, Löwen oder Nashörnern begegnet man im berühmten Etosha Nationalpark, bei einer Safari oder am Wasserloch vor dem Hotel. Namibia lässt sich einfach bereisen, am besten mit einem Leihwagen. Die oft einsamen Fahrten führen durch endlose Dornsavannen und Buschland, immer wieder durchquert man Gebiete der unterschiedlichen Ethnien: der San, der Herero, der Ovambo ... und stößt irgendwann auf die letzten Nomaden Namibias, die Himba.

Die Himba

Mit dem Kaokoland haben sich die Himba eine der unwirtlichsten Regionen Namibias ausgesucht. Das im Nordwesten nahe der angolanischen Grenze gelegene, karge Gebiet ist kaum besiedelt. Zerklüftete Berge und ausgetrocknete Flussbetten prägen die Wüstenlandschaft. Der einzige, stets Wasser führende Fluss ist der Kunene, der gleichzeitig die Grenze zu Angola bildet.

Rund 7.000 Himba leben heute noch in dieser Region. Ihre Vorfahren sind im 16. Jahrhundert aus Angola eingewandert. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden sie von den kriegerischen Nama vertrieben, die ihre Rinderherden raubten. Da sie fortan darauf angewiesen waren, dass ihre Nachbarn sie mit Nahrung versorgten, nannte man sie ovahimba – Bettler. Erst nach dem Ende der deutschen Kolonialzeit 1915 kehrten sie ins Kaokoland zurück.

Bis heute sind die Rinder die wichtigste Lebensgrundlage der Himba. An der Anzahl der Tiere lässt sich ihr Reichtum ablesen. Neben den Rindern züchten sie Ziegen und Schafe und bauen Mais und Kürbis an. Ihr Hauptnahrungsmittel ist Maismehl, das mit Ziegen- oder Kuhmilch gemischt wird. Zu den Aufgaben der Frauen gehört es, das Maismehl zu mahlen und überschüssige Milch in Flaschenkürbissen zu Butter zu verarbeiten. Sie besorgen außerdem das Wasser, oft aus großer Entfernung, zu Fuß oder mit dem Esel.

Himba-Dörfer bestehen aus einfachen, kegelförmig angelegten Hütten, die aus Palmblättern, Lehm und Dung gefertigt sind. Das älteste Mitglied des Dorfs ist der Häuptling. Er hat viele Funktionen: er entscheidet in kritischen oder wichtigen Phasen, überwacht Geburten, schließt Ehen, führt Riten durch und fällt Urteile bei Vergehen. Vor der Hütte des Häuptlings brennt das heilige Feuer, das die Himba hüten wie einen Schatz. Das Feuer darf niemals erlöschen, denn mit ihm wird eine Verbindung zwischen ihrer Welt und der der Ahnen aufrechterhalten.

In der Kultur der Himba spielen Frisuren, Kleidung und Schmuck eine wichtige Rolle. Besonders die Frauen widmen der täglichen Körperpflege viel Zeit. Typisch ist ihre rot-braun glänzende Hautfarbe, die ihnen eine Mischung aus Butterfett und roter Ockerfarbe verleiht. Sie schützt die Haut vor Austrocknung und ist Schönheitsideal zugleich. Im Gegensatz zu den Männern waschen sich die Frauen nie. Um sich zu säubern, wedeln sie den Rauch von verbrannten Kräutern zu den entsprechenden Körperstellen.

Die Frauen tragen Lendenschürze aus Kalbsleder und Fell, und manchmal Schuhsohlen aus alten Autoreifen. Ihr Schmuck besteht aus Messingringen, Lederanhängern und der Ohumba, einer Meeresschnecke.

Besonders auffällig sind die Haare. Sie werden nach Status frisiert: Junge Mädchen tragen zwei zur Stirn gerichtete Zöpfe, später werden diese Zöpfe geteilt und hängen wie ein Strähnenvorhang über den Augen. Sie werden ebenso mit der ockerroten Paste eingerieben wie die Zöpfe heiratsfähiger Frauen, die ihre Haarpracht nach hinten tragen. Ist die Frau verheiratet, trägt sie darüber eine Fellhaube. Die Zöpfe der Mädchen und die beiden Zipfel der Fellhaube symbolisieren Rinderhörner. Für die Himba sind Rinder heilige Tiere. Sie glauben, dass die Rinder zusammen mit ihren Ahnen aus einem Urbaum entstiegen sind.

So malerisch die Himba und ihr Leben in den Dörfern im ersten Moment erscheinen, so traurig ist oft der Blick hinter die Kulissen. Immer wieder haben sie mit Widrigkeiten wie Dürrekatastrophen zu kämpfen. Vor allem in den Dörfern abseits der Touristenrouten sind die Menschen von Armut gezeichnet, unterernährte Kinder gehören hier zum alltäglichen Bild. Die Regierung kümmert sich kaum um die Belange der Himba. Immerhin sind mobile Schulen entstanden, die gut besucht werden. Weiterführende Schulen gibt nur in den großen Städten. Sie können jedoch nur von den Jungen besucht werden, da die Mädchen zu diesem Zeitpunkt schon im heiratsfähigen Alter sind. Ihre Gemeinschaft können sie dann nicht mehr verlassen. Als Folge leben in vielen Dörfern nur noch Frauen sowie junge und alte Menschen.